

Der Scharlach-Ibis

Wir kamen von Venezuela her, mein Freund Eugen und ich. Wir landeten in Port of Spain, der Hauptstadt von Trinidad. Auf der Insel wollten wir die roten Ibisse filmen. Nicht lange blieben wir in der Stadt. Die Musiker der Steelbands, die auf ihren leeren Ölfässern allzu laut trommelten, vertrieben uns. Wir luden die Kamera in ein Taxi und fuhren südwärts zu den Caroni-Swamps, einem ausgedehnten Sumpfgebiet. Hier mieteten wir eines der offenen flachen Boote und heuerten auch gleich den Besitzer des Bootes an. Das Gesicht des Mannes war dunkelbraun, er sah seltsam aus und schien aus all den Rassen zusammengefügt, die Trinidad besiedelt hatten. Europäische, indische und afrikanische Züge waren vermischt, die Augen sogar ein wenig chinesisch geschlitzt. Unser Bootsmann sprach englisch wie die meisten Einwohner der Insel.

Wir hatten mit der Kamera und den anderen Geräten an Bord bequem Platz. Der Bootsmann ließ den Motor anspringen. Wir glitten von der Anlegestelle aus schnell über das Wasser und erreichten schon nach wenigen Minuten einen der Kanäle, die das überwachsene Sumpfgebiet nach allen Seiten durchziehen und erschließen. Bald war von der grellen tropischen Sonne nichts mehr zu spüren. Zu beiden Seiten unseres Weges Mangrovenwald aus Schlick, Schlamm und Sumpf zu einem undurchdringlichen Dickicht verwachsen! Stelzenwurzeln ragten aus dem Wasserspiegel, Luftwurzeln hingen aus Stämmen und Ästen, dazu überwölbten die Zweige unseren Wasserpfad. Nur wenige Sonnenfunken huschten durch das Blätterdach.

Unser Bootsmann war geschickt. In langsamer Fahrt, mit gedrosseltem Motor, lenkte er das Fahrzeug so durch den seichten Kanal, daß wir weder den Grund noch die Baumhindernisse streiften. Wir selber mußten freilich oft genug den Kopf einziehen, damit wir nicht von dem knorrigen Holz geschrammt wurden. Außer dem Singsang des Motors hörte man nur das Wasser vor dem Bug plätschern und aus der Tiefe der Mangrovenwälder hier und da die Stimme eines Vogels.

Eugen neben mir auf der Holzbank zündete sich seine Pfeife an.

„Mußt du die Luft mit deinem Qualm verpesten?“ sagte ich.

Eugen lachte: „Erinnerst du dich an die drei Indianerweiber, die den Hai-fisch stückweise verkauften? Jede hatte ihre Zigarre im Mund. Der Tabakgeruch paßt zu diesem Land“.

„Meinetwegen!“

„Heute werden wir sie also schießen...“

„Wen?“

„Na ja, die roten Ibisse und die weißen Reiher!“

Natürlich meinte Eugen nur die Bilder, die er mit seiner Kamera schießen wollte. Trotzdem fielen mir bei dem Wort unvermutet ein paar Szenen aus meiner fränkischen Jugend ein. Da hockten im Nachbarhaus immer ein paar Tauben im Giebelgebälk direkt über dem Eingang. Natürlich verschmutzten sie die Treppenstufen. Und einmal wurde es dem Hausbesitzer zu dumm. Er holte ein Gewehr und schoß auf die Sanften oben in den Balken. Ich konnte das Bild all die Jahre her nicht vergessen, wie eine der getroffenen Tauben noch einmal himmelwärts zu fliegen versuchte und dann jählings wie ein

Stein auf die Treppe herunterstürzte. Der Nachbar schleuderte sie mit einem Fußtritt auf die Seite. Auch an die Wanderscharen der Stare mußte ich denken, wie sie sich traubengierig im Herbst über die fränkischen Weinberge senkten. Mit Knallereien versuchte man die Räuber zu vertreiben, manche Schrotkugel traf ihr Ziel.

Während unser Boot immer tiefer in die überwachsenen Sümpfe auf seiner schmalen Spur hineinglitt, erzählte ich Eugen von diesen fränkischen Bildern.

Er meinte: „Hier wird sich keiner getrauen zu schießen, es ist ein Vogelschutzgebiet. Die Kolibris, Paradiesvögel und Papageien können ungestört von Menschen leben. Die Regierung wacht streng darüber“.

Auf einmal öffnete sich vor uns der Kanal und mündete in eine weite Wasserfläche, es war wie ein See. Die Ufer waren wieder vom Mangrovenwald bestanden, das verschlungene Geflecht wehrte zusammen mit dem Sumpfboden alle Neugierigen ab. Aber heute wollten wir auch gar nicht in das Gewirr eindringen. Hier der Sumpfsee war unser Ziel. Mittendrin ragten hier und dort riesenhafte Mangrovenbäume aus dem Wasser. Größer und mächtiger als unsere tausendjährigen Eichen, gewaltig an Umfang und Höhe, behäbig breit, wie ungeheure Blätterhauben wuchsen diese Bäume aus Sumpfinseln des Sees.

Es war später Nachmittag, die Sonne neigte sich schon, aber das tropische Licht war auch gegen Abend hin noch hell genug für die Kamera. Der Bootsmann stellte den Motor ab, mit einem Ruder lenkte er das Fahrzeug näher gegen die Bäume mitten im See hin, dann ließ er das Boot im unbewegten Wasser ruhen. Er verständigte sich mit meinem Freund, daß die Stelle für die Aufnahmen gut gewählt war, dann stocherte er mit dem Ruder im Wasser herum, kaum einen Meter mochte hier der Sumpfsee tief sein.

Eugen war in seinem Element. Er stellte seine Kamera im Boot auf und bereitete alles für die Aufnahmen vor. Ich schaute in den wolkenlosen Himmel, er war durchsichtig blau und dann beim Niederglühen der Sonne von einer feinen zarten Röte.

„Bald werden sie kommen, vom Meer her“, sagte unser Bootsmann.

Er meinte die rosafarbenen „Scarlet-Ibisse“ und die weißen Fischreiher. Plötzlich waren sie da! Zuerst ein paar, dann ganze Schwärme! Schwärme in Rot und die Reiher in Weiß! Wie sie sich gegen den Himmel abhoben, der sich dunkler blau tönte, wie sie über dem tonigen Sumpfwasser schwebten, wie sie über dem Grün der Bäume standen! Große Vögel, gewiß über einen halben Meter lang. Als rote Farbstreifen schwebten und segelten die Ibisse hoheitsvoll zwischen Himmel und Erde, und die Reiher spannten ihre Flügel aus Silberseide.

Eugen sah nichts mehr als diese Vogelzüge, die nun im näherkommenden Abend ihre gewohnten Nachtlager hier aufsuchten. Er ließ seine Kamera laufen, er drehte seinen Filmstreifen und hatte nur die Sorge, daß das Licht noch hell genug wäre, um das Scharlachrot der Ibisse, das Weiß der Reiher, das tiefe Grün der Bäume festzuhalten.

Da ließen sich nun auf einer Bauminsel die Scharlachibisse nieder, und wie sie so dasaßen, sah es aus, als wären das riesenhafte Tulpenbäume. Aber auf der gegenüberliegenden Bauminsel hockten jetzt die weißen Reiher, der Baum war wie von weißen großen Blüten übersät, und auf einer dritten Mangrove mischten sich die roten Ibisse und die weißen Reiher, rot und weiß war diese Baumhaube bestickt.

Ich sagte kein Wort, auch der Bootsmann schwieg. Wir wollten die Arbeit Eugens nicht stören. Immer noch stand er wie besessen hinter seiner Kamera, er konnte nicht genug kriegen von den Farben, den Bildern und dem wunderbaren Vogelflug. So lautlos war dieser Flug der neu herankommenden Schwärme, daß man nichts anderes hörte als das leise Surren der Filmkamera.

Plötzlich wurden wir drei Männer hier auf unserem Boot aufgeschreckt. Ein Schuß peitschte in die Stille, ein zweiter Schuß, ein dritter!

Und kaum hatten wir begriffen, daß da ein Frevler die Stille des Vogel-schutzgebietes erschütterte hatte, da sahen wir auch schon, wie einer der Scharlachibisse sich aus dem Zug seiner Geschwister löste, er versuchte höher zu steigen wie damals die Taube in meinem fränkischen Nachbarhaus, und genau wie diese Taube fiel dann der rote Fleck aus dem Himmel, fiel und fiel und stürzte in den See. Im gleichen Augenblick ratterte aus einem der Kanäle, die in den See mündeten, ein Motorboot, mehrere Männer standen drin, einer fischte den toten Ibis aus dem Wasser und übergab den erlegten Vogel einem anderen Mann, der dort ohne jede Scheu ein Gewehr hochhielt.

„Die Kerle werden wir kriegen“, sagte Eugen voller Wut und gab Anweisung, dem anderen Motorboot zu folgen.

Aber unser Bootsmann verzog sein Gesicht zu einem Grinsen und sagte: „Nichts zu machen, mein Herr! Der Mann da drüben ist der Häuptling von Sowieso, ein Staatsbesuch bei unserer Regierung, er hat Sondererlaubnis, einen Ibis abzuschießen. Legen Sie sich nicht mit den Leuten an, die verstehen keinen Spaß!“

Natürlich waren wir ohnmächtig. Häuptling, Staatsbesuch, Sondererlaubnis der Regierung! Wir verstanden. Eugen schimpfte vor sich hin, packte seine Geräte zusammen, es war mittlerweile auch dämmrig geworden, das Licht reichte nicht mehr zum Filmen. Die Nacht kam hier schnell. Die Ibis- und Reiher hockten reglos auf ihren Inselbäumen, sie hatten wohl gar nicht begriffen, warum da plötzlich einer von ihnen abgestürzt war. Nun hatten sie gewiß für lange Zeit ihre Ruhe, bis wieder mal ein Häuptling mit einer Sondererlaubnis kam.

Als wir mit unserem Boot den See verließen und in unseren Kanal einbogen, war es auch schon Nacht geworden. Am kleinen Mastbaum hing eine Laterne. Diesmal mußten wir besonders aufpassen, daß uns bei der Durchfahrt durch den Mangrovenwald kein herabhängender Ast gegen das Gesicht schlug. Denn der Bootsmann hatte es eilig zurückzukommen, sein lauter Motor war das einzige Geräusch in dieser schweigsamen Nacht. . .

Nachdem wir in unserer Unterkunft die Apparate verstaubt hatten, gingen Eugen und ich in ein französisch geführtes Lokal. Wir hatten Appetit auf was Gutes. Zuerst spülten wir mit einem Cocktail, der nach Angostura Bitter schmeckte, unseren Ärger hinunter. Dann ließen wir uns die „Früchte des Meeres“ schmecken, hinterher gabs natürlich das Nationalgetränk von Trinidad: weißen Rum!

Wir suchten damit zu vergessen, daß da einer das Paradies entheiligt hatte. Durch die offenen Fenster des Lokals hörten wir von der Nachbarschaft her eine Steelband spielen. Diesmal störte uns das rhythmische Hämmern der Trommelschlegel auf den leeren Ölfässern nicht. Im Gegenteil, wir klopfen dazu mit Händen und Füßen den gleichen Rhythmus.

Eugen zog seine Pfeife aus der Tasche: „Immer die Häuptlinge“, sagte er.

Im gleichen Augenblick war unser Bootsmann, mit dem wir noch mehrere Exkursionen ins Vogelgebiet unternehmen wollten, an unseren Tisch getreten.

Wir hatten ihn schon nachmittags zu einem nächtlichen Trunk eingeladen.

„Ich habe Sie nicht verstanden“, sagte er auf englisch, er meinte wohl, Eugen hätte die letzten Worte an ihn gerichtet.

„Immer die Häuptlinge“, wiederholte Eugen auf englisch.

Unser Bootsmann begriff und sagte: „Manchmal sind es auch Könige, Präsidenten, Minister und wie sie so heißen“.

„Und dann hängen sie den ausgestopften roten Ibis in ihre gute Stube oder auch einen afrikanischen Elefantenzahn“, bemerkte Eugen.

„Und wenn sie eine Party haben“, brummte ich, „lassen sie sich von der holden Dämlichkeit als Helden feiern“.

„Genug“, bestimmte Eugen und bestellte noch einmal weißen Rum.

„Auf daß Ihre Aufnahmen gut geworden sind“, sagte der Bootsmann und hob sein Glas.

Da hockten wir in der Kneipe von Port of Spain. In die Gasse lärmten die Steelbands herein, es klang gar nicht schlecht, verteuftelt gut konnten die Kerle auf ihren leeren Ölfässern spielen. Ich vergaß die Taube im fränkischen Nachbarsgarten, vergaß die Stare im fränkischen Herbst. Nur an die roten Ibis und die weißen Reiher dachte ich, die im Sumpfwald von Trinidad auf den Mangrovenbäumen schliefen. Morgen würden sie wieder zum Meer hin fliegen.

Nur ein einziger Scharlachibis, ein Scarlet-Ibis, würde ihnen bei diesem Flug fehlen ...

Wilhelm Staudacher

Aafach

Secht aaner
hoech droub:
Immer die Uurueh vo unt,
des Gschraa und Gebläek,
die eklhaft Rumtoenerei
allemoel!

Froecht wer:
Worum nit?
Wos besser wär wol?

Secht seller:
Oogschafft!
Zu wos gibt's denn Giift
für e Ukraut?

Maant dr andere drauf:
Aafach.
Aafacher gäeht's sicher nit.
Wie obber,
wenn's andersch kummt zmoel?
Wenn die,
wu droube sin heit,
morche drunt sin?

In Rothenburger Mundart